

Gerhard Fischer

Geschichten zwischen Himmel und Erde

Lebenserinnerungen

Teil 1

scm

R. Brockhaus

1. Auflage 2008

© 2001 R. Brockhaus Verlag
im SCM Verlag GmbH & Co. KG, Witten
Umschlag: Ursular Stephan, Wetzlar
Druck: Finidr, s.r.o., Tschechien
ISBN 978-3-417-26234-6
Bestell-Nr. 226 234

INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|-----|
| Vorwort | 7 |
| Heiliger Mumm | 9 |
| Zions Töchter | 17 |
| Die Bruchlandung | 26 |
| Prügel statt Erdbeeren | 32 |
| Nur echte Engel sind schwindelfrei | 37 |
| Der zertrampelte Himmel | 46 |
| Eltern sind schwierig | 57 |
| Kauen, schlucken, schütteln | 72 |
| Das Unheil Hitler | 79 |
| Frauen werden unsichtbar | 95 |
| Gott kommt durch die Wand | 106 |
| Das Bügelkomplott | 121 |
| Rache ist süß | 132 |
| Brot zu verschenken! | 140 |
| Gesunder Appetit | 147 |
| Zimmer Nr. 13 | 150 |
| Ein Zimmer zu zweit | 159 |
| Die kalte Dusche | 166 |

VORWORT

Es steht ein Satz in der Bibel, von dem ich sage – *noch* sage – dass er nicht stimmt:

»Denk an deinen Schöpfer in deiner Jugend – bis hierher gefällt mir der Satz ausgezeichnet –, ehe die bösen Tage kommen und die Jahre sich nahen, da du wirst sagen: ›Sie gefallen mir nicht.«

Salomo spricht in diesem Vers vom Alter.

Ich *bin* alt – Jahrgang 1931.

Ich bin *gern* alt und die Jahre gefallen mir *sehr gut*. Allerdings muss ich dazu sagen, dass mich die Zipperlein des Alters nicht über Gebühr quälen.

Dagegen hat es mich an anderer Stelle erwischt. Es heißt ja auch: »Alter schützt vor Torheit nicht.« (Das steht nicht in der Bibel, stimmt aber trotzdem.)

Lieber Leser und liebe Leserin: Ich bin so törricht, mir einzubilden, meine Erinnerungen könnten dir Vergnügen bereiten.

Zunächst schrieb ich in Stichworten auf, was mir noch einfiel, getreu dem Rat aus 5. Mose 32,7 und Psalm 103: »Gedenke der vorigen Zeiten und habe Acht auf die Jahre«, und: »Vergiss nicht, was Gott dir Gutes getan hat.« – Es kam einiges zusammen: Erlebnisse aus meiner frühen bis späten Kindheit; Erlebnisse aus meinem diakonischen Praktikum im Leipziger Diakonissenkrankenhaus; Erlebnisse aus meinem Reisedienst zur

DDR-Zeit in ostdeutschen Hotels der 60er bis 80er-Jahre und viele andere mehr.

Ich wünschte, ich könnte dich damit reizen, dein eigenes Leben Revue passieren zu lassen. Denn Gott sorgt dafür, dass *jedes* Menschenleben sein *eigenes*, kunstvolles Muster bekommt. Doch was nützt das schönste Muster, wenn du es gar nicht wahrnimmst?

Um »Geschichten zwischen Himmel und Erde« geht es in diesem Buch. Natürlich spielt mein Leben auf der Erde. Aber immer habe ich dabei den Eindruck, nein: die Gewissheit gehabt, dass Gott sich intensiv um mich und uns bemüht, dass er uns zurechtrückt, wenn wir total danebenliegen; dass er mit uns neu beginnt, wenn wir am Ende sind; und dass er bei aller Ernsthaftigkeit unser Leben mit manchem Gramm Humor würzt.

Gott versteht dein Leben, denn er hat dich gemacht. Bedenke das, wenn du im Strandkorb faulenzend, im Inter-City-Express dahinrasend, im Vorzimmer des Zahnarztes Schlimmes erwartend oder abends vor dem Einschlafen im Bett liegend dieses Buch liest.

Heiliger Mumm

Bereits mit meinen ersten Schritten hatte ich »die große Liebe« kennen gelernt; sie hielt an, bis ich erwachsen war. Kaum konnte ich – auf Zehenspitzen stehend – die Türklinken erreichen, lief ich zu ihr.

Sie wohnte gleich neben der Schule, in der *ich* mein Zuhause hatte, denn mein Vater arbeitete in meinem Heimatort Heidersdorf im Erzgebirge als Lehrer und Kantor.

Ich konnte meine Liebe also problemlos und oft besuchen.

Das Beste an ihr war, dass sie mir so spannend erzählte, und das aus einem unerschöpflichen Buch. Manche fanden, sie sei etwas »absonderlich«. Da ich aber nicht wusste, was das heißen sollte, störte es mich nicht.

Sie duldete an ihren Fenstern keine Gardinen, weil die so viel von der schönen Erzgebirgslandschaft verdeckt hätten. Auch verschmähte sie den Verzehr von Fleisch und Wurst, weil ihr die armen Tiere Leid taten, die zu unserem Genuss ihr Leben einbüßen. Bier und andere berauschende Getränke verabscheute sie. Schon viele Säufer hatten ihr in elendem Zustand zu Füßen gelegen und sie verlor an jeden ihr Herz. Sie selbst trank literweise Kakao, der auch mir sehr gut schmeckte, denn ich durfte aus ihrem Krug trinken.

Den größten Eindruck machte auf mich jedoch ihr langer Vollbart.

Warum rollst du mit den Augen? Du hast noch nie eine Frau mit Vollbart gesehen?

Ich auch nicht.

Es behauptet ja keiner, dass meine »große Liebe« eine *Frau* war. Ich rede von einem *Mann*, einem ganz besonders freundlichen Mann – von unserem Pfarrer.

Meine Spielkameraden ärgerten sich darüber, dass ich so oft und so gern ins Pfarrhaus lief, um mir vom Pfarrer – er hieß Alexander Schulze – biblische Geschichten erzählen zu lassen; denn ohne mich wagten sie es nicht, im Schulgelände oder gar im Schulhaus zu spielen, doch gerade das war verlockend.

Ich machte ihnen ein Angebot: »Ihr könnt ja mit zu ihm kommen. Er freut sich.«

»Du spinnst wohl! Mir setzn uns doch nich zu dem komischn Heilichn. Der kann vielleicht Geschichtn erzähl'n, aber sonst kann der nischt. Der hat ja noch nich mal eene Frau. Wettn, dass der nich wees, wie de kleen Kinder off dr Welt komm? Der glaabt an Klapperstorch wie an' liem Gott.«

»Er hat aber *doch* eine Frau, meine Patentante Johanna!«

»Die is doch nich seine Frau. Die kocht ihm doch bloß seine Erdäppeln. Aber een Kuss hat *die* von ihm noch keen gekrieht!«

Davon war allerdings auch *ich* überzeugt.

Das Foppen und Lästern nahm kein Ende.

Manchmal erwarteten mich die Kinder schon vor dem Pfarrhaus. Wenn ich dann herauskam, ging es los:

»Na, war's spannend? Hat'r dir vom lieben Herrn Jesus erzählt? Der hatte ooch keene Frau.«

»Aber viele Frauen hatten ihn lieb!«

»Kann schon sein. Aber im Bett hat'r mit keener geleechn; drum hat'r ooch keene Kinder gehabt.«

Die Kinder ließen nichts unversucht, mir meine ›Schäferstündchen‹ im Pfarrhaus zu vermiesen.

»Wer so heilich is, der kann sich ooch glei off'n Friedhof leechn. Na ja, Pfarrer kann'r sein, sonst aber nischt.«

Pfarrer wollte ich aber nicht werden, sondern Förster.

Ob sie wohl Recht hatten? Ich musste zugeben, dass ich den von mir so hoch geschätzten Mann nur predigend und betend kannte. Auch die Geschichten, die er mir erzählte, waren *Predigten* – *spannende* Predigten.

Ach, könnte ich ihn zum Beweis seiner Lebendigkeit doch wenigstens *einmal* anders erleben. Würde er nur einmal etwas tun, das auch die Kinder beeindrucken konnte – zum Beispiel Tore schießen.

Aber er spielte nicht Fußball.

Der Beweis, dass unser Pfarrer seinen Mann stehen konnte, ließ dennoch nicht lange auf sich warten.

Der nächste Jahreswechsel kam. An Silvester durfte ich aufbleiben! Mein Glück war unbeschreiblich.

Bei meinem Vater schien nun *doch* die Einsicht gesiegt zu haben, dass ich nunmehr zu den Großen zu rechnen war.

Es war eine klare und vor Kälte klirrende Winter nacht. Der Schnee lag meterhoch. Der von acht Pferden gezogene Schneepflug hatte die Schneemassen nicht von der Straße räumen können. Alle Männer des Dorfes mussten zur Schaufel greifen. Am Straßenrand türmten sich Schneeberge.

Bis eine halbe Stunde vor Mitternacht kegelten meine Eltern mit meiner Schwester und mir auf dem großen Stubentisch. Eine im Erzgebirge als ›Fressteller‹ bekannte Festtageeinrichtung bot uns Spielern süße Herrlichkeiten, von denen wir uns jederzeit ungefragt bedienen durften. Zu trinken gab es eine Erdbeerbowle ohne Alkohol. Dann packten wir uns warm ein und gingen zur Kirche. Viele Leute waren zur Andacht gekommen.

Der Pfarrer hielt eine kurze Ansprache, wir sangen »Nun danket alle Gott«, wir beteten, und ehe unsere Turmuhr zwölfmal schlug, traten wir vor die Kirche ins Freie.

Der Küster wartete den Stundenschlag ab, dann zogen er, seine Frau und ein Bauer aus der Nachbarschaft an den Glockenseilen. Es war für mich ein beeindruckendes Erlebnis, in mitternächtlicher Stunde bei Glockengeläut mit vielen Menschen gemeinsam auf dem Kirchplatz zu stehen.

Unter uns knirschte der Schnee, über uns blinkten die Sterne.

Nicht weit von der Kirche entfernt stand »Stiehls Gasthof«. Dort feierten viele Dorfleute feuchtfröhlich Silvester.

Vor dem Gasthof parkten keine Autos, wie wir das heute gewohnt sind, dafür aber jede Menge Pferdeschlitten.

Nun gab es in der damaligen Straßenverkehrsordnung keinen Paragraphen, der den Pferdekutschern ihre Promillegrenze vorschrieb. Einzelne von ihnen schienen so tief in die Gläser geguckt zu haben, dass ihnen der Durchblick abhanden gekommen war.

Wir hörten vom Kirchplatz aus den Streit dreier Kutscher, die sich nicht einigen konnten, welcher Schlitten mit welchen Pferden wem gehörte. Sie fluchten und schrien und droschen plötzlich auf die armen Pferde ein, so dass diese steil in die Höhe stiegen, die Deichseln zerbrachen, ihre Geschirre zerrissen und in alle Himmelsrichtungen davonstoben. Zwei von ihnen kamen im gestreckten Galopp die Dorfstraße herunter. Einzelne Fußgänger, die nach Hause unterwegs waren, flohen in den tiefen Schnee oder drückten sich angstvoll an eine Hauswand. Wir vor der Kirche sangen gerade das Lutherlied »Ein feste Burg ist unser Gott«. Vom Kirchplatz führte eine Treppe hinunter zur Straße.

Mitten im Lied sprang plötzlich unser Pfarrer mit wehendem Talar die Stufen hinunter, immer gleich zwei oder auch drei auf einmal nehmend, rannte auf die Straße und stellte sich den wild gewordenen Pferden mit ausgebreiteten Armen in den Weg.

Unser Gesang brach mitten in der Strophe ab. Alle starren mit offenen Mündern auf die Straße. Was würde jetzt passieren? Unser Pfarrer war in Lebensgefahr! Die Pferde würden ihn umwerfen, ihre Hufe ihn verletzen oder gar töten. Sie rasten direkt auf ihn zu! Viele Leute schrien vor Angst!

Einen halben Schritt vor unserem Pfarrer verhielten die Pferde, bäumten sich auf, standen auf den Hinterbeinen und schlugen mit den Vorderhufen in die Luft. Er packte mit der linken Hand das eine Pferd am Halfter, mit der rechten Hand gleichzeitig das andere, und zog sie beide nach unten.

»Oi ... oi ... oi, ... ganz ruhig, ... ganz ruhig, ... brav seid ihr ... brav, ... liebe Mitgeschöpfe ... ganz ruhig ... oi ... oi ... oi ...«, sprach er zu den aufgebrauchten Tieren.

Die beruhigten sich tatsächlich, ließen sich von ihm streicheln und standen schließlich ganz still.

Inzwischen kam der Kutscher torkelnd, fluchend und mit der Peitsche um sich schlagend herzu. Wortlos entriss unser Pfarrer ihm die Kutschergeräte. »Die können Sie sich morgen bei mir abholen.«

Er übergab dem Besitzer die Pferde und belehrte ihn lautstark: »Sie haben sich gegen Gottes Krea-

tur versündigt. Ich will Gott bitten, dass er Ihnen Ihre Sünde vergibt. Sie werden jetzt hoffentlich nüchtern genug sein, die Tiere friedlich in den Stall zu bringen. Sie brauchen Ruhe, Wasser und Futter. Und *Sie* brauchen Reue und Buße!«

Wortlos übernahm der Bauer seine Pferde und führte sie gesenkten Kopfes die Dorfstraße hinauf.

Inzwischen kam unser Pfarrer zu uns auf den Kirchplatz zurück. »Wir beginnen noch einmal mit der dritten Strophe«, sagte er ruhig.

Mein Vater stimmte an und alle sangen kräftig mit:

»Und wenn die Welt voll Teufel wär
und wollt uns gar verschlingen,
so fürchten wir uns nicht so sehr,
es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt, wie sau'r er sich stellt,
tut er uns doch nicht; das macht,
er ist gericht':
ein Wörtlein kann ihn fällen.«

Ich zitterte – nicht vor Kälte, sondern vor Aufregung. Das war *das* Erlebnis. Das war das *Beispiel*, das ich ersehnt hatte.

Vor aller Augen hatte unser Pfarrer bewiesen, dass er außer predigen und beten auch durchgehende Pferde einfangen konnte. Das war geschickter und mutiger, als ein paar Tore zu schießen.

So viele Männer standen bei uns auf dem Kirchplatz, aber keiner außer ihm hatte es gewagt, die wild gewordenen Tiere aufzuhalten.

Nachdem das Lied zu Ende gesungen war, hätte ich am liebsten laut gerufen: »Bravo dem Pferde­bändiger!«

Ich unterließ es dann lieber. Doch ich freute mich schon auf den nächsten Tag. Was würden meine Spielkameraden sagen? *Ganz kleinlaut* würden sie sein. Von wegen: ›Heilche Leute kenn sich glei offn Friedhof leechn.‹ Wer hatte denn den Mut, sich den Pferden in den Weg zu stellen? Wer hatte sie gebremst und beruhigt? *Unser heiliger Pfarrer* – meine ›große Liebe!‹

Der Beweis war durchschlagend: Heilige können Heldentaten vollbringen!

Tatsächlich. In den nächsten Tagen wurde im ganzen Ort von Jung und Alt nur von dieser mit­ternächtlichen Sensation gesprochen. Unser guter Pfarrer Schulze war in aller Munde. Ein alter Bauer sagte zu meiner Mutter: »In dem steckt heilicher Mumm!« Recht hatte er.

Es lohnt sich, ein Heiliger zu werden.

Ich kann ja trotzdem heiraten und muss nicht nur Kakao trinken und auf Schinkenwurst verzichten.

Meine Welt war wieder in Ordnung gekommen. Erhobenen Hauptes lief ich ins Pfarrhaus und kei­ner empfing mich beim Herauskommen je wieder mit Spott.

Zions Töchter

»Du bist ein ganz böser Junge. Zu dir kommt das Christkind in diesem Jahr bestimmt *nicht!*«

Diese Drohung aus dem Mund meiner Mutter galt mir, einem Jungen von sechs Jahren.

Was hatte ich verbochen, dass meine Mutter – eine sonst so gütige Frau – mir eine solche Strafe ankündigte?

Ich weiß es noch genau. Ich war zum wiederholten Male mit meinem Schlitten die Dorfstraße hinuntergerodelt, was wir Kinder nicht durften. Erstens glätteten wir mit unseren Schlittenkufen die Fahrbahn, so dass die Leute ausrutschten und hinstürzten, zweitens könnten wir einen Unfall verursachen, meinte der Schutzmann.

Nein, bitte stell dir den Straßenverkehr nicht in seinen heutigen Dimensionen vor. In unserem Ort Heidersdorf gab es ein einziges Auto, das vom »Butterbellmann«, unserem Milchhändler; der fuhr täglich höchstens einmal dorfab und wieder hinauf. Ansonsten wurde die Straße von Pferdefuhrwerken benutzt. In jeder Stunde kam etwa eins vorbei, in Ausnahmefällen auch mal zwei. Also, wo sollte da die Gefahr liegen?

Nun, die gab es in gewisser Weise schon. So war es mehrfach passiert, dass entgegenkommende Pferde vor den Schlitten »scheuten« oder gar »durchgingen«, ihr Fuhrwerk über den Straßengraben rissen und samt Kutscher und Fracht in den

Schnee kippten. Schließlich kamen wir auf unseren meist selbst gebauten ›Käsehitschen‹ mit *Tempo* und *Geschrei* die Dorfstraße herunter.

»Bahne frei! Kartoffelbrei!!«

Die Fußgänger flohen an den Straßenrand und schimpften hinter uns her. Keiner freute sich an unserem Vergnügen.

Die Dorfstraße war als Rodelbahn verboten. Aber es gab in der ganzen Umgebung keine bessere Bahn als diese Straße.

Wenn wir das Dorf bis zum Ende (oder Anfang) hinaufliefen, konnten wir vier Kilometer abwärts rodeln. *Wo gibt's das schon!*

Aber dafür haben Erwachsene kein Verständnis.

Nun hatte ich also die Bescherung. Nein, im Gegenteil: Es würde für mich *keine* Bescherung geben. Das Christkind würde an mir vorbeigehen.

Das war schlimm – sehr schlimm. Es war geradezu zum Heulen. Dann brauchte es auch gar kein Weihnachten zu geben. Was sollte ein Weihnachten ohne Christkind – und damit ohne alle Geschenke – für einen Sinn haben?

Ein kleiner Hoffnungsschimmer blieb meine immer brave Schwester. Zu *der* würde das Christkind auf jeden Fall kommen, und wenn es dann einmal im Hause wäre, fiel für mich vielleicht *doch* etwas ab?

Meine ›strenge Oma‹ (im Unterschied zu unserer ›gütigen Oma‹; sie besuchten uns abwechselnd) riss diesen winzigen Hoffnungskeim

samt der Wurzel aus meiner geschundenen Seele.

»Schlag dir das aus dem Kopf. Ja, das Christkind wird zu deiner Schwester kommen; aber an *dir* wird es wortlos und unsichtbar vorbeigehen.«

Aus der Traum vom fröhlichen Weihnachten.

Voller Reue und Buße hockte ich vor unserem Haus auf meinem Schlitten, während die anderen Kinder fröhlich die Dorfstraße hinunterrodelten.

»Bahne frei! Kartoffelbrei!«

Da fuhren sie – Heinz, Roland, Siegfried, Hanna, Irene und Julia.

Julia war die Tochter eines Lehrers. Mein Vater hatte den gleichen Beruf und legte als Schulleiter besonderen Wert auf die Vorbildwirkung seiner Kinder. Julia hieß mit Nachnamen ›Ziemann‹.

Ich fuhr gern mit ihr Schlitten; am liebsten lud ich sie auf meinen und hängte *ihr* Schlitten einfach hinten an.

Als echter ritterlicher Kavalier ließ ich sie vor mir sitzen und übernahm hinter ihr den schwierigen Part des Lenkers. Ihre beiden langen, blonden Zöpfe flogen mir um die Ohren und das fand ich herrlich.

Heute fuhr sie ohne mich! Ich litt.

Vielleicht sollte ich ihr sagen, dass das Christkind an allen vorbeiläuft, die verbotenerweise auf der Straße rodeln.

Ach was. Ich würde schweigen und hätte am Heiligen Abend wenigstens *den* Trost, dass auch Julia ohne Geschenke und Freude blieb.

Es war der vierte Advent. Meine Eltern gingen wie jeden Sonntag mit mir und meiner Schwester zum Gottesdienst. Mir war schon alles egal. In den Jahren zuvor hatte ich mich an den vier Kerzen auf dem Adventskranz gefreut, die das nahe Weihnachten anzeigten. Heute hätte der ganze Kranz in Flammen stehen können, es wäre mir noch nicht einmal aufgefallen. Es war doch sowieso alles sinnlos. Das Christkind würde an mir vorbeigehen.

Das erste Lied wurde gesungen. Da ich noch nicht lesen konnte, blätterte ich in dem von meiner Mutter extra mitgebrachten Bilderbuch.

Doch mit einem Mal horchte ich auf. Das konnte doch nicht wahr sein. Was sangen die? »Tochter Ziemann, freue dich! Jauchze laut ...« Und gleich noch einmal: »Tochter Ziemann, freue dich!« Außerdem verstand ich die Worte: »... kommt zu dir!« Völlig klar. Das Christkind kommt zu Ziemanns Tochter und damit konnte nur Julia gemeint sein, denn Ziemanns hatten nur diese eine Tochter.

Julia darf sich freuen?

Ausgerechnet die, die nie in die Kirche kommt und die wie ich auf der Straße rodelte? Wo gibt's denn so was?

Die betet noch nicht mal ein Abendgebet, hat das Vaterunser nicht gelernt und bedankt sich bei Gott für keine Mahlzeit.

Das ist entweder eine himmelschreiende Ungerechtigkeit, oder ... meine Mutter hat sich geirrt und das Christkind kommt sowohl zu Julia als auch zu mir.

Ja, so und nicht anders musste es sein.

Vor Aufregung baumelten meine Beine so ausdauernd hin und her, dass ich von meiner Schwester einen Rippenstoß bekam. Doch der konnte mir meine wieder gefundene Freude nicht rauben. Ich war ganz einfach *glücklich*.

Der Rest des Gottesdienstes mag lang gewesen sein. Mich bekümmerte das nicht. Kaum hatten wir die Kirche verlassen, sang ich laut: »Tochter Ziemann, freue dich. Tochter Ziemann, freue dich. Tochter Ziemann, freue dich.«

Zunächst wurde ich von keinem beachtet.

Als ich jedoch in unserer Wohnung durch alle Zimmer tanzend mein Lied fortsetzte, fragte mich meine Mutter:

»Was singst du denn eigentlich?«

»Na, das Lied von Julia.«

»Von Julia?«

»Ja. Ihr habt es doch selber gesungen: ›Tochter Ziemann, freue dich.‹ Und wenn *Julia* sich auf Weihnachten freuen darf, dann darf *ich* es *auch*. Bestimmt hast du dich geirrt, Mutti. Das Christkind kommt zu mir, *ganz gewiss!*«

Heute begreife ich, warum meine Mutter erst einmal lächelte und dann nachdenken musste, ehe sie mir antwortete. Das missverständene ›Tochter Zion‹ klärte sie nicht auf.

Aber sie nahm mich beim Kopf und sagte: »Es freut mich, dass du im Gottesdienst so aufmerksam zugehört hast. Ja, das Christkind kommt *doch* zu dir, obwohl es dich auf der Straße hat rodeln sehen.«

»Es hat bestimmt gerade mal weggeguckt.«

»Nein. Das hat es nicht. Es wird jedes Mal traurig, wenn es erlebt, dass wir böse sind – aber es *straft* uns nicht dafür.«

»Prima Mutti, das kannst *du auch* so machen. Und nun freue ich mich richtig toll auf morgen.«

Etliche Jahre vergingen, ehe ich begriff, *wer* denn das Christkind eigentlich ist, *warum* es zu mir kommt, und *was* es mir bringt.

Meine kindliche Phantasie sah – angeregt durch viele kitschige Weihnachtsbilder – das Christkind als ein Mädchen wie Julia, nur entsprechend größer, das in ein knöchellanges weißes Nachthemd gekleidet war. Es kam vom Himmel geflogen, guckte in alle Fenster, konnte aber auch durch die Wand ins Zimmer treten. Dabei war es selbstverständlich unsichtbar und besaß die Fähigkeit, auch meine Gedanken zu kennen, was mich zeitweise arg beunruhigte.

Ich verglich das, was ich vom Christkind wusste, mit dem, was ich von Jesus gelernt hatte, und ich fand heraus, dass die beiden nahe verwandt sein mussten. Sicher war das Christkind Jesu Schwester?

Nachdem mir diese Erkenntnis gekommen war, meldete ich mich im nächsten Kindergottesdienst zu Wort und verkündete meine Weisheit:

»Jesus hat eine Schwester, die heißt Christkind.«

Die Mädchen und Jungen, die um mich herum-

saßen, lachten mich aus. »Quatsch, Jesus hatte gar keine Schwester. Du bist ja doof.«

Unser guter Pfarrer Schulzeklärte uns auf:

»Gerhard hat Recht. Jesus hatte eine Schwester, wahrscheinlich sogar mehrere. Aber keine von ihnen ist das Christkind. Das Christkind ist Jesus und Jesus ist Gott selbst.

Er kam in der Heiligen Nacht als *Kind* zur Erde, darum malen ihn die Künstler als das ›Christuskind‹.«

Er sang mit uns das Lied:

»Alle Jahre wieder kommt das Christuskind
auf die Erde nieder, wo wir Menschen sind.
Kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus,
geht auf allen Wegen mit uns ein und aus.
Ist auch mir zur Seite, still und unerkant,
dass es treu mich leite an der lieben Hand.«

In meiner Seele ging ein Licht auf: Das Christuskind ist Jesus, zu dem ich Abend für Abend mein Gebet sprach! Es kam zu meiner braven Schwester; es kam aber auch zu Julia und zu mir. Es war ja auch zu dem Geizkragen Zachäus gekommen. Mein Straßenrodeln hatte seine Liebe nicht kaputt machen können. Es liebte mich trotzdem. Es liebte auch Julia, obwohl die nicht betete.

Damals war es mir wichtig, dass Jesus mich nicht ausließ, weil ich doch auf seine *Gaben* hoffte – auf das Schaukelpferd und das Bataillon Zinnsoldaten. Inzwischen bin ich anspruchsvoller.

Heil und Leben lasse ich mir von ihm schenken.

Ein oder zwei Jahre später sangen wir im Kindergottesdienst aus dem Weihnachtslied »Ihr Kinderlein kommet«:

»O betet: Du liebes, du göttliches Kind,
was leidest du alles für unsere Sünd!
Ach hier in der Krippe schon Armut und Not,
am Kreuze dort gar noch den bitteren Tod.«

Wieder ging meiner Seele ein Licht auf.

Plötzlich wusste ich, warum das Christuskind über mein verbotenes Straßenrodeln und alle anderen Untaten zwar *traurig* war, mich aber *nicht bestrafte*.

Es hatte alle meine Dummheiten sich *selber* aufgeladen und dafür die schrecklichste Strafe erduldet, die es überhaupt geben kann: unschuldig ans Kreuz genagelt zu sterben.

Mich gruselte bei dem Gedanken: für einmal Straßenrodeln; für die Lüge, nicht gewusst zu haben, wer die Fensterscheibe einschlug, nämlich ich selbst; für die beim Nachbarn geklauten Kirschen, Äpfel und Birnen gekreuzigt zu werden! Doch auch das hielt mich nicht davon ab, trotz des Verbots weiter die Dorfstraße hinunterzurodeln!

Wieder wurde es Weihnachten und wir sangen die bekannten Lieder, auch das von Ziemanns Tochter.

Inzwischen konnte ich lesen. Aber da stand ja gar nichts von *Ziemann*, sondern von *Zion*. Wer war denn das nun wieder? Mein Vater erklärte es mir:

Edna Hong

Tal der Liebe

Ein Junge entdeckt das Leben

206 Seiten, Paperback – Großdruckausgabe,
Bestell-Nr. 224 813

Mit sechs Jahren kommt Günther in die große diakonische Einrichtung Bethel.

Zum ersten Mal erfährt er Zuwendung und Liebe. Aufgeregt entdeckt er Farben, Pflanzen, Tiere und andere Kinder. Die bewegende Geschichte, wie ein kranker Junge sich seinen Weg ins Leben erobert. Und wie er als Erwachsener ein geachteter Mitarbeiter Julia von Bodelschwings wird.



Edna Hong war Mutter von sechs leiblichen und zwei adoptierten Kindern. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg reiste die amerikanische Autorin ins kriegszerstörte Deutschland. Ihr Mann kümmerte sich in diesen Jahren in kirchlichem Auftrag um Heimatvertriebene. 1974 kam Edna Hong nach Bethel. Nach intensiven Begegnungen schrieb sie diesen Klassiker.

Diese bewegende Geschichte erstmals als lesefreundliche Großdruckausgabe.

R. BROCKHAUS VERLAG